Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 12 (1922)

Heft: 16

Artikel: Ausgestossene

Autor: Zulliger, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637282

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

bendende Dichter Friedrich von Matthisson besonderes Gefallen an ihm fand und seinen großen Einfluß am Hofe aufs beste für ihn verwendete. „Durch das allgemeine Lob des Hofes aufmerksam gemacht, wollen nun die hiesigen Beamten, und das erste Militär die Sache auch sehen, zu welchem Ende mir der Ratshaussaal auch unentgeltlich angewiesen wurde, wo wir nun morgen und übermorgen Ausstellung geben werden." Von Stuttgart weg, wo ihm gleichermaßen hohe Anerkennung zuteil ward, treibt ihn dann das Heimweh wieder nach der Heimat. Seine Familie reiste ihm nach Schaffhausen entgegen. Die Freude des Wiedersehens nach halbjährlichem Getrenntsein kann man sich leicht denken.

Auch von seiner zweiten Deutschlandreise, die F. N. König im Winter 1819/20 unternahm, sind uns Briefe mitgeteilt. Wieder benutzt er Bekanntschaften und alte Beziehungen und knüpft neue an. Er mehrt seine Künstlermappe mit eigenen und mit von Freunden dedizierten Werken. In Freiburg im Breisgau schließt er einen Akkord für 120 kleinere Oelgemälde, jedes zu 6 Louisdor, ab — bezeichnend für den Kunstbetrieb, wie er damals im Schwange war bei großen und kleinen Meistern. In Karlsruhe und Mannheim wurde er wohl aufgenommen. Sein Urteil über das Geschaute ist aber durch das viele Erlebte schon geschärft. Gesunder Schweizersinn kommt darin zur Geltung. So schreibt er über ein im Karlsruher Theater geschautes Stück, es habe ihn fast „Körblen" machen. „Das Publikum benahm sich recht gemein dabei. Ich finde täglich mehr den Grundsatz richtig, daß ein Publikum, wenigstens der Geschmack desselben, am leichtesten im Theater zu erkennen ist." Das gilt sogar noch heute.

Auf dem Wege über die kleinen Fürstenhöfe Koburg und Weimar nach Dresden will ihm auch das Antichambrieren und Rückenbeugen schier verleiden, obschon er überall für Schweizerverhältnisse glänzend aufgenommen wurde. In Weimar wurde König durch Herrn Hofrat Meyer bei „Minister" Goethe eingeführt. „Goethe habe ich eine eigene Vorstellung gegeben" — schreibt König von Weimar aus — „da er nicht wohl ist, und das Geschwärm nicht vertragen kann. Er war ungemein wohl zufrieden; es kann dies für die Zukunft von großen Folgen sein." J. H. Meyer, Goethes Freund und Kunstberater, schrieb über König und sein Kabinet in jenen Tagen das folgende liebenswürdige Urteil: „Hier war vor einigen Tagen der Maler König aus Bern; — er zeigte vortreffliche, transparente Landschaften; er selbst war verständig, in gewissem Sinne geistreich zu nennen — auch kreuzbrav!" Ihm wird auch eine ausführliche Beschreibung der Transparenten zugeschrieben, die lange Zeit als aus der Feder Goethes stammend angesehen wurde, nun aber als Goethetext aufgegeben ist. Der Dichter selbst schrieb in den „Annalen der Tag- und Jahreshefte" eine kurze Bemerkung über Königs Transparenten, vom Gesichtspunkte des Farbenforschers aus, ohne aber dabei ein Werturteil zu fällen.

Mit dem Weimarer Brief vom 27. Februar 1820 schließt die Sammlung, soweit sie Blösch publiziert hat. In einer Anmerkung zum Vorwort verweist aber der Herausgeber auf Briefe, die von Königs Pariser Reise des Jahres 1829 her erhalten geblieben sind, aber zu spät in seine Hände gekommen seien. Auch diese müßten für Kunstfreunde von Interesse sein. Ob sie inzwischen veröffentlicht worden sind, entzieht sich leider unserer Kenntnis. H. B.

Ausgestoßene.

Von Hans Zulliger, Ittigen.

Wenn wir in der Sittengeschichte der Völker darnach fahnden, so finden wir zu allen Zeiten bestimmte Berufe oder Volksklassen, die außerhalb der Gesetze, der Moral, der sozialen und staatlichen Beziehungen der übrigen Volksklassen standen oder heute noch stehen.

Ich denke dabei weder an die barbarische Zeit des alten Roms, wo der Sklave sich zur Ergötzung vornehmer Herrschaften und des Pöbels im Amphitheater abschlachten ließ, noch an jenes dunkle Kapitel der Geschichte unseres Christentums, wo man im Namen des Erlösers die indianische Rasse sozusagen ausrottete und nach Negern jagte, die schlechter behandelt wurden als Hunde. Es gab zu jeder Zeit Menschen, die in ihrem eigenen Heimatlande ausgestoßen und jenseits des ordentlichen Rechtes waren.

Es ist bekannt, daß beispielsweise in unseren Landen der Scharfrichter, der „Angstmann" nicht als „ehrlich" galt. Obschon er für sein trübseliges Handwerk ordentlichen Lohn erhielt, sonderte sich der Geringste von ihm ab. Seine Kinder waren zur Ehe mit anderen Scharfrichterskindern verdammt, und es bildete sich mit der Zeit eine besondere Kaste. An gewissen Orten war es einem Scharfrichter gestattet, sich ein Weib, das er richten sollte, zu seiner Frau zu nehmen, oder seine Tochter hatte das Recht, einen Mann, der gehängt oder enthauptet werden sollte, dadurch zu erlösen, daß sie ihn zur Ehe begehrte. So war er dennoch für die übrige Gesellschaft erledigt, d. h. er konnte nur als Richter für sie „nützlich" sein. Wie unser Volk über die Angstmänner dachte, zeigt folgende Sage: Zu einem Scharfrichter in unserer Stadt kam ein armer Hintersäße und bat ihn, bei seinem dreizehnten Kinde, es war ein Mädchen, Gevatter zu stehn. Der Angstmann, der sein Schwert putzte, warnte den Bittsteller vor einem solchen ungewöhnlichen Begehren. Aber der arme Mann sagte ihm, er wisse sonst niemanden, der ihm den Gefallen tun wolle. Da willigte der Richter ein, und während des Handschlags brach mit lautem Klirren die Klinge des Schwertes entzwei. Der Richter erschrak. Er hatte mit dem Schwerte bereits neunundneunzig Menschen gerichtet, und es war Brauch, daß ein Schwert nur einhundertmal zum Gebrauche kam. Daß nun das Schwert sprang, bevor es seinen Dienst vollendet hatte, und daß es gerade in diesem Augenblicke sprang, schien dem Richter kein gutes Omen für sein Patenkindlein zu bedeuten. Der Sitte gemäß stellte er das Schwert wieder her, damit es seine volle Pflicht verrichte, ehe es zur Ruhe komme; denn es ging der Glaube, daß ein zu frühe zur Ruhe gelangtes Richtschwert Unheil anstifte. Während achtzehn Jahren hatte dann das Schwert Ruhe, denn es kam in der Stadt Bern kein hochnotpeinlicher Fall zur Aburteilung. Dann wurde der Angstmann zur Hinrichtung einer Kindsmörderin gerufen. Als er das Schwert erhob, brach es nochmals. Der Richter betrachtete sein Opfer genauer und sah, daß die Kindsmörderin sein Patenkind war. Er ging vom Platze, und niemand sah ihn je wieder. Ein anderer Richter vollbrachte an der Verurteilten den Todesstreich.

Aehnlich verrufene Handwerker waren die Seiler in den Pyrenäen und die Schreiner in der Bretagne. Jene lieferten dem Henker den Strick, und diese errichteten die Galgen. Sie trieben sich oft weit in den Landen herum wie die Zigeuner, darum fand sich in ihrer Sprache ein reicher Einschlag der Zigeuner- und Gaunersprache, was auch nicht dazu beitrug, daß sie vom seßhaften Volke mehr geachtet wurden.

Auch wo heute der Glaubensfanatismus nicht mehr übertrieben zum Ausdruck kommt, glimmt in den europäischen Völkern noch die alte Verachtung und Abschätzung der Juden. Im Mittelalter waren sie rechtlos. Man duldete sie, weil sie Geld liehen. Sie nahmen aber Zins dafür, und nach der Bibel ist Zinsnehmen Wucherei. Diese Auffassung, von Luther und Zwingli stark betont, ist uns heute zwar verloren gegangen, aber der fast instinktive Haß gegen die Juden als Betrüger und Ueberlister blieb, obschon viele der größten Geister unseres und des vergangenen Jahrhunderts Juden waren, und schließlich war auch Jesus einer... Daß die letzten Jahre in unserem Europa

noch Judenpogrome hervorbrachten, ist ebenso schändlich, wie die Ketzerverbrennungen der Gegenreformationszeit.

Wie den Juden, ist auch den Zigeunern nie gelungen, sich mit dem anderen Volke zu vermischen. Auch wenn sie sich, wie die andalusischen Zigeuner, ansiedelten und Ackerbauer und Viehzüchter wurden. Es frommte ihnen auch wenig, den christlichen Glauben anzunehmen. Sie durften nur zu einer speziell für sie bestimmten Türe zur Kirche hinein, ein abgezirkelter und vielerorts mit Gittern abgeschlossener Platz in der Kirche war für sie bestimmt. Aehnlich durften die Colliberts in Poitou ihre Finger nicht in das gleiche Weihwasserbecken tauchen, wie die andern Mitchristen, auch ihre Berührung verunreinigte. Schritten sie über eine Brücke, so war es ihnen nicht gestattet sich an den Geländern zu halten, und damit der Boden nicht urein werde, hatten sie Sandalen zu tragen. Auf Brust und Rücken trugen sie je ein Stück rotes Tuch, woran sie jedes Kind erkennen konnte als Ausgestoßene. Die große Revolution gab ihnen dann die gleichen Rechte, wie den anderen Franzosen, sie sind aber noch heute verachtet und gemieden. Nur ihre Mädchen werden als Schönheiten geschätzt. Die Colliberts sollen daran erkennbar sein, daß ihnen die Ohrläppchen fehlen.

Es ist ganz selbstverständlich, daß in einem Lande wie Indien, wo der Kastengeist in höchster Blüte steht, ein außer Gesetz und Moral gesetzter Volksstamm trotz der englischen Oberherrschaft nie aus seiner Niedrigkeit und Absonderung heraustreten kann. Ein solches Volk sind die Rodiyas auf Ceilon. Hans Heinz Ewers erzählt uns in seinen Indien-Berichten von ihrem Leben. Nach der Sage sollen sie in alten Zeiten Jäger des Königs von Kandy gewesen sein. Sie brachten ihm eines Tages einen besonders leckeren Braten, wie er ihn noch nimmer genossen hatte. Er verlangte noch mehr davon. Aber da brachte der Bartscherer des Königs heraus, daß der Braten aus Menschenfleisch bestand. Für einen Buddhisten ist der Genuß von Menschenfleisch das abscheulichste Verbrechen, denn ihnen ist schon die Tötung des kleinsten Tieres ein Greuel. Der König geriet in großen Zorn, er befahl, daß die Jäger samt ihren Verwandten allen für jedezeit ausgestoßen sein sollten aus der Gesellschaft der anderen Menschen. — Bis zur Besitznahme Ceilons durch die Engländer durften die Rodiyas keinen Landbesitz erwerben und auch nicht an der Straße liegen. Begegnete ihnen jemand auf der Straße, so mußten sie dreißig Schritte weit in die Dschungel hineinlaufen und durch lautes Schreien den Wanderer vor ihrer beschmutzenden Gegenwart warnen. Ihre Hütten durften nur eine einzige Schrägwand haben, auch war ihnen ein jedes Handwerk außer dem Riemenschneiden verboten. — Heute sind viele von ihnen Ackerbauer geworden. Ihr Land haben sie von den Engländern erhalten. Ihre Volksgenossen aber sondern sich wie ehedem mit Abscheu von ihnen ab. Merkwürdigerweise zeigen auch die Rodiyas, was den Körperbau anbelangt, die schönsten Typen. Ihre Hautfarbe ist heller, als die anderer nicht fürstlicher Kasten der ceylonischen Bevölkerung. Man erklärt sich das daraus, daß der vornehme Inder seine ehebrecherische Frau den Rodiyas zuweist, oft tut er es sogar für weit geringere Vergehen in seinem grausamen, orientalischen Rachedurst. — Eines der ältesten indischen Bücher, die „Mahawansa", berichtet, daß die Rodiyas früher den Henkerdienst verrichteten. So ergibt sich die merkwürdige Tatsache, daß aus den Kindern von Henkern und ausgestoßenen Adeligen schlechte Ackerbauer, Gaukler, Schlangenbeschwörer und Tänzerinnen geworden sind. Nur die hellere Hautfarbe und der edle Bau der Glieder verraten die aristokratische Abstammung.

Die Tendenz im Menschen, gewisse Mitmenschen herabzuschätzen, um sich selber damit zu erhöhen, scheint ebenso uralt als unausrottbar zu sein. Er erscheint in den verschiedensten Formen auch bei uns, sei es als religiöses (sektiererisches), als politisch-wirtschaftliches oder gar als wissenschaftliches Glaubensbekenntnis, das neben sich nichts gelten läßt und als „Verlorene" oder „Unehrliche" alle die betrachtet, die ihm nicht bedingungslos huldigen wollen. Und doch wird im Mitmenschen in der Regel nichts anderes bekämpft, als das, was man selber ist, oder woran man selber zweifelt und leidet.

Wachse.

Es großes herrligs Wunder zieht
Dür d'Wält; mi seit ihm „Wachse".
Mi g'seht, wie jedes Hälmli drüeit,
Mi g'seht wie jedes Estli blüeit,
Wie jedi Volle s'Chöpfli streckt
Und s'Blüestli oder s'Blettli weckt
Und rüeft: „i bi, i wachse".

Es unergründligs Gheimnis zieht
Dür d'Wält; mi seit ihm „Wachse".
Mi g'seht wie s'Beeri wachst am Saum,
Wie us em Chärne schlüft e Baum,
Wie us em Chymli d'Pflanze chunnt
Und us de Chlüse Blueme bunt,
Dostöh, usgöh und wachse.

Es lit e ganzi Säligkeit
Im Ufgo und im Wachse.
Mängs Sömeli het g'schlunet no,
Het g'wartet bis sy Stund wot schlo,
De wacht es uf und sprängt sys Hus,
Vertuet si und wachst druber us
Und freut si obem Wachse.

D'ruf seit's zum Möntsch: „Das ist my Art
So bi-n-i jetze g'wachse".
Du chast mi b'schnyde, zweje, zieh,
Doch ganz ergründe wirst mi nie.
Du chast studiere wie de wit,
Du lösist s'letzte Rätsel nid
Vom große Wunder „Wachse".

W. Flückiger.

Masken.

Kaum saßen die europäischen Staatsmänner in Genua beisammen, so zeigte es sich, daß die erhoffte Einigkeit der Entente im Innersten brüchig und gefährdet sei. Zum andern entdeckte man, daß die Stellung der Russen bei aller Aehnlichkeit der Konferenz mit dem berühmten grünen Tisch von Brest-Litowsk doch ungleich stärker sein werde. Beide Erscheinungen stehen in ursächlichem Zusammenhang. Denn stünde die Entente in festerm Zusammenhang, so könnten die Russen nicht mit der Bestimmtheit auftreten, wie sie dies bisher taten. Die beiden Kaisermächte waren vor Jahren ebenso uneinig über die Behandlung des Patienten, welcher Friede heischend sich ihnen anvertraut hatte, und die deutsche Auffassung, wonach keine Zugeständnisse zu machen seien, drang durch. Die Franzosen, welche diesmal die Rolle der unbesiegten Diktatoren spielen wollen, werden gegenüber den Engländern nicht so leichtes Spiel haben; denn England ist kein Reich in den letzten Zügen. Eine Parallele freilich wird man ziehen können: England bedarf des normalen Lebens der Staaten, wie es Oesterreich vor Zeiten zu seiner Rettung bedurfte. Nur ist es nicht auf Gnade und Ungnade dem mächtigen Alliierten ausgeliefert.

Als der Franzose Barrère verlangte, die Republik Georgien solle auf der Konferenz außer durch die bolschewi-